

bewusster, wie ernst die Situation sein musste.

Die drei Worte konnten sich doch nicht einfach in mein Leben beißen, in unser Leben, und glauben, dort bleiben zu können. Nein! Es musste eine Möglichkeit geben, etwas gegen diese grausame Bedeutung unternehmen zu können. Und als ich begann, weinend an Mums Schulter darüber nachzudenken, wusste ich: Es gab eine Möglichkeit, diese drei Worte zu verändern. Das wusste ich, so jung ich auch war. So jung ich auch bin.

»Du wirst doch dagegen ankämpfen, oder Mum? Der Arzt hat dir doch sicherlich zu einer Therapie geraten?« Ich weinte die bittersten Tränen, die man nur weinen konnte. Ich konnte nicht mal dafür garantieren, dass sie all meine Worte verstanden hatte.

»Ich werde nichts dagegen tun ...«, murmelte sie in mein Haar. Genauso traurig, genauso zittrig, genauso mitgenommen wie ich.

Fassungslos schüttelte ich erneut mit dem

Kopf. »Nein. Nein. Nein. Sag mir, dass du etwas gegen den Krebs unternehmen wirst. Deinetwegen. Meinetwegen. Unseretwegen.«

»Es tut mir so leid, Willow.« Mum flüsterte, nein sie hauchte mir diese Entschuldigung gegen meine Wange, bevor sie einen flüchtigen Kuss auf ihr hinterließ.

Hatte sie überhaupt verstanden, was ich gesagt habe? Was ich gemeint habe?

Wie sehr habe ich Mum davon zu überzeugen versucht, gegen den Krebs anzukämpfen.

Gemeinsam mit mir.

Gemeinsam für uns.

Aber es war aussichtslos. Denn heute stehe ich hier. Und das völlig allein.

Ich gleite in ein schwarzes, knielanges Kleid und stülpe mir eine blickdichte Strumpfhose über meine nackten Beine. Mit schnellen Zügen kämme ich meine roten Haare durch und binde mir einen Zopf. Das runde,

antike Medaillon meiner Mum liegt mir um den Hals. Wenn ich es öffne, sehe ich mich – mit ungefähr sieben Jahren – und meinen Vater, der kurz nach diesem Bild verstarb.

Auch Krebs.

Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Es scheint, als würden uns die Krebskrankheiten in der Familie regelrecht heimsuchen.

Die Kette ist das Einzige, neben ein wenig Geld auf ihrem Konto, was mir von meiner Mum geblieben ist. Und ich bin irgendwie nicht bereit, sie abzunehmen. Geschweige denn mich davon zu trennen. Ich umgreife das Medaillon, so fest ich kann, und unterdrücke gleichzeitig die beißenden Tränen in meinen Augen.

*Ich vermisse dich. Ich vermisse dich so sehr.*

Die wenigen Sachen, die noch in der Wohnung herumliegen, stopfe ich in meine Reisetasche. Ein paar Wechselklamotten, mein

Portemonnaie, meine Kosmetik und einen Schlafsack.

Die Gestalt, die ich im Spiegel betrachte, bevor ich diese Wohnung für immer verlassen werde, erinnert mich an etwas Zerbrochenes.

Zerbrochen, an der Vergangenheit und Gegenwart. Dennoch gewillt, ihr Leben irgendwie auf die Reihe zu bekommen. Gezwungenermaßen allein.

Dann stülpe ich mir meine Boots über die Füße, werfe die Reisetasche über meine Schulter und sperre die Wohnungstür hinter mir ab.

Während ich in den Hausflur trete und langsam die Treppen hinunterlaufe, bin ich mir bewusst, dass ich diesen hallenden Klang niemals wieder hören werde. Einen Klang, der mich seit meiner Kindheit täglich umgeben hat und meine Sinne dennoch nicht immer an wohltuende Dinge erinnert.

Ich trete auf den Fußgängerweg hinaus und

sehe zu den Wolken hinauf. Die Wolkendecke über Seattle ist dunkelgrau und lässt kaum ein Fünkchen Licht hindurch. Der Himmel widerspiegelt mein Leben. Trostlos und finster.

Deswegen werde ich diese Stadt verlassen. Das ist sicher.

Als sich die Haustür hinter mir automatisch schließt, sehe ich bereits Mr. Carter, den Vermieter, auf dem Gehweg stehen. Er wartet auf mich und war so freundlich, mir genügend Zeit zu lassen, um die Wohnung vollständig auszuräumen.

Vorsichtig kommt er auf mich zu und reicht mir seine Hand. »Hallo, Ms. Wright. Ich möchte Ihnen zuerst mein herzliches Beileid aussprechen.«

Mein Körper zittert und ich friere, während er diese Sätze ausspricht. Denn diese Worte zeigen mir, dass alles verflucht real ist. Dass ich nicht in einer Endlosschleife eines Albtraumes festhänge. Und doch versuche ich,